



Strasshofer Familienalbum, Siebzigerjahre: Irene Suchy (rechts im Bild) mit Freundin, auf der Senkgrube hinter dem Alpengarten, Suchys Großmutter und Mutter.

[Fotos: Archiv Suchy]

Es hätte ein anderer Ort sein können, aber es war Strasshof. Es mag andere Unorte geben, aber es ist dieser, der wieder und wieder mit grauvollen Untaten aufwartet. Es hätte ein Zufall sein können, aber es wurde zur Bestätigung. Die Geschichte der Untaten Strasshofs bestätigt meine Geschichte. Die Geschichte Strasshofs ist – gleichsam – Beweis für meine Geschichte.

Ich kenne Strasshof, es war da, bevor ich es wahrnahm. Erste Fotos zeigen mich Sand spielend, fordernd, tätig. Ich muss ein unsympathisches Kind gewesen sein, sagte mein verstorbener Mann. Die Sandkiste war der letzte Ort, der für das Kind, das als drittes einer nach Fruchtbarkeit strebenden Mutter und einem überforderten Vater geboren wurde, angeschafft wurde. Nicht als letztes, denn nach dem dritten, bereits an der Todesgrenze geboren, musste noch ein viertes gezeugt werden. Ich war das dritte, überzählige Kind, das weder Platz noch Zeit beanspruchen sollte. Die Sandkiste war mehr Einzäunung als Angebot. Nachdem die Spiele der Sandkistenzeit beendet waren, gab es niemals mehr einen Platz für das Kind. Es sollte verwahrt, angehalten, behindert und abgefüllt werden. Die Einzäunungen der Kindheit und Jugend dienten nicht dem Schutz, sondern der Bequemlichkeit der Aufsichtspersonen.

Die Einzäunungen wurde aufrechterhalten, die Verwahrung ernst. Die Zeit des Spielens wurde für beendet erklärt, als das Kind brauchbar wurde. Es sollte zuarbeiten, helfen. Es sollte sich vergessen. Das Kind, der Besitz seiner Erzeuger, wurde übersehen, auch wenn ihm in der Familie eine Verletzung geschlagen wurde, weder Schmerzen noch Blut noch drohende Verunreinigung waren Grund genug, den Tagesablauf zu ändern. Den Ablauf des Jätens, des Ausreißens, Vertilgens, Vermauerns, den Ablauf des Dagegensens, der so besitzergreifend war, dass all andere gar nicht oder nur enorm kurssorisch stattfand: Kochen, Körperpflege, Essen gab es nur im Mindestmaß. Alles, was nicht dem Vertilgen diente, musste so schnell wie möglich hinter sich gebracht werden. Strasshof stand für die Kindheit, die vertilgt werden musste, nachdem der Stolz über die Geburt verfliegen war.

In Strasshof war alles eingezäunt, Drahtzäune säumten die Gärten, auf Betonsockeln mit Stacheldraht-Abschlüssen waren kilometerlange Zäune der erste Anblick. Sie bekamen einen Gutteil der Zuwendung der Menschen. Sie mussten gestrichen werden und von der Natur befreit gehalten. Die Natur durfte nicht zu nahe kommen, ein Gutteil der in Strasshof verbrachten Zeit galt dem Jäten, ein Gutteil des Jätens jenen Zonen, die am Rande des Gartens lagen. Es ging in einem unausgerufenen Wettbewerb um die Unkrautlosigkeit. Die wenigen Kontakte zwischen den Nachbarn waren Schreie darüber, dass eine Pflanze über das Gehege hinauswuchs. In Strasshof lebten Wiener und Wienerinnen, die frühmorgens nach Wien zur Arbeit fuhren und nachmittags zurückkamen. In Strasshof lebten Menschen, die davon erzählten, dass man das Militär brauche, um Ordnung zu lernen. Sie lebten hinter den Drahtzäunen in Häusern, die sich keinen Luxus leisten konnten, saßen

auf Terrassen, die niemals die Sonne erreichte, tagtäglich lange Zeit unterwegs, erreichte sie nichts, hatten auch fast nichts. Manche begannen zu trinken.

Das Strasshof meiner Kindheit war unglaublich betrunken, samstags und sonntags sowieso in den Häusern, aber auch bei der Tankstelle, wohin das Kind geschickt wurde, Milch zu kaufen. Betrunken Tankwarte belästigten das Kind, auf dem Weg musste es torkelnden, übergriffigen Männern ausweichen. Betrunkenen Männern wurden hingenommen von Schutz verweigern Frauen, die der Trunkenheit eine das Leben bereichernde Facette abgewinnen wollten. Betrunkenheit stand für die lange abgewehrte Emotionalität; was an Herzlosigkeit kultiviert wurde, durften die Menschen durch die Fassungslosigkeit des Betrunken-Seins ausgleichen. Beziehungslos war alles, in Strasshof traf man einander nicht, besuchte einander kaum, auch wir hatten nichts mit unseren Nachbarn zu tun, es sei denn, wir brauchten sie zum Arbeiten. Brauchen hatte etwas Herablassendes, die Hierarchie tat den sich weiter oben Wählenden gut, sie konnten sich erhöht fühlen, wenn sie die anderen erniedrigten.

Das Strasshof meines Lebens war schwer zugänglich: Noch waren keine Stadtautobahnen gebaut, wir fuhren über den Floridsdorfer Spitz über schmale Bundesstraßen, auf denen einander entgegenkommende Autos ihre Geschwindigkeit verlangsamen mussten. Jetzt sind die von Apfel- und Kirschbäumen eingegrenzten dünnen Straßen Ablagen für die Schneewächten-Gerüste. Wir fuhren in einem viel zu kleinen Auto, in dem ich als Jüngste niemals einen eigenen Platz hatte und, auf dem Schoß sitzend, so ruhig wie möglich die Belästigung meines Seins ungeschehen machen sollte. Ich brauchte lange, einen Schoß als Quelle des Glückes zu erkennen. Der Weg der Enge, des Sich-klein-Machens, war Einübung in die Enge des Gartens in Strasshof. Weder die Pflanzen noch die Menschen sollten über sich hinauswachsen. Das Ziel der Beschäftigung mit dem Garten wie mit den Menschen war Ausmerzen, Vertilgen. Ein Großteil des viel zu kleinen Hauses war mit Unkrautvernichtungsmitteln gefüllt, für deren Verwendung man sich besonders zu kleiden hatte. Die Übelkeit nach der Verwendung war ein notwendiges Übel, Nachweis der Arbeit.

Die Natur war der Feind, der Gegner, der bekämpft, ausgelöscht werden musste. Unverbautes Bauland hieß die freie Natur, in der sich das Kind im Gras, so hoch wie es selbst, noch zurückziehen konnte. Unland waren die Orte, wo die Natur Schutz und Beschaulichkeit gab. Zerschnitten wurden die Waldstücke der Eichenwälder von den Gartenparzellen. Zertreten wurde die Wiese von Steinplatten, um auf den Wegen zum Haus und zur Garage nicht zu stören. So klein die Gärten waren, auf ein Haus für das Auto wollte niemand verzichten. Auch wenn kein zweites Haus errichtet werden durfte, eine Garage war erlaubt. Sie wurde für Arbeitsgerät verwendet, für alle jene Geräte, die halfen, den Feind Natur zu besiegen: Hacken, Sägen, Rasenmäher, Giftspritzen.

Nach Strasshof kam man, um sich die Natur vom Leibe zu halten. Ich erinnere mich an enorme Anstrengungen, zwischen Wiese

Das Strasshof meines Lebens

Seit der Priklopil-Katastrophe und dem jüngsten Vierfachmord kennt Strasshof jeder. Ich kenne Strasshof sehr viel länger: seit einer Kindheit, in der alles eingezäunt war. Eine Erinnerung.

Von Irene Suchy

und Kiesplatz Eternitplatten einzugraben, für die im harten, trockenen Sandboden von Strasshof tiefe Furchen gezogen werden mussten. Die Wiese sollte vom Kies unbelästigt bleiben. Oder der Kies von der Wiese. Der ungeheure Aufwand, die Natur fernzuhalten, war eine der Tätigkeiten der Ausweglosigkeit. Man hielt sich die Natur vom Leibe, verbrannte, riss sie aus, begegnete ihr mit Gift, beschnitt sie und türmte sie als Fälschung wieder auf. Vor der Senkgrube, die verdeckt werden musste, bemühten sich Familienmitglieder, einen Alpengarten aufzubauen. Sisypus war erfolgreich gegen das Unterfangen, Erde zu einem Berg zu türmen und Alpenblumen einzusetzen. Nach jedem stärkeren Regen schwand der Berg, floss in sich zusammen und forderte den Neuaufbau. Nichts anderes, keine Beziehung zu Menschen, keine Arbeit, die Menschen zugute kam, wurde mit jener hysterischen Energie aufgenommen, die von der Sinnlosigkeit angetrieben, aufgestachelt von der Ausweglosigkeit, gerade wegen ihrer Unerreichbarkeit so gedankenlos wieder und wieder aufgenommen werden konnte. Der aufblühende Widersacher Natur gab neue Energie, die Ergebnislosigkeit trieb an. Es sollte nichts erreicht werden, es sollte weitergehen, um hinter sich gelassen zu werden.

Auf den langen Sandstraßen, die in meiner Kindheit eine um die andere erst geteert und dann asphaltiert wurden, die eine um die andere der Bäume und Büsche beraubt wurden, gab es keine Gehsteige. Sie wurden gebaut erst, als auch der Kanal gebaut wurde, nachdem die Brunnen, einer nach dem andern, versiegt waren. In einem Ort, der nicht Dorf und nicht Stadt war, in dem die Menschen mit ihren Autos bis vor die drah-

tenen Eingangstore fuhren, machten Gehsteige auf schmerzliche Weise den Verlust des Flanierens bewusst. Auf Straßen, die auf Transformatoren zuliefen, waren die zwecklosen Gehsteige Halteplatz für Mistkübel, die sich wie das Unkraut ausbreiteten. Ordnung musste sein, und so wurden das Unkraut und der übrige Mist geordnet.

Man ging nicht in Strasshof; es gab nichts zu sehen, hinter den Gartenzäunen, die dichter und dichter von Hecken gesäumt wurden, und man tat gut daran, die Schätze in den Gärten nicht sehen zu lassen. Weiße Schwertlilien wurden kurz vor der Blüte abgeschnitten und gestohlen, in Strasshof wurde regelmäßig eingebrochen, Hippies oder sonst welche jugendliche campierten und feierten in unserem Einraum-Holzhaus, rissen die Laden aus dem Kasten, verstreuten ihre Asche, stahlen das Transistorradio. Der Garten, hellhörig in seinen Drahtwänden, mit seinem Holzhaus, das einsichtig mit den behördlich vorgeschriebenen Abständen von den Einzäunungen stand, war schutzlos regelmäßig seinen Eindringlingen ausgeliefert. Kein Stacheldraht, kein Schloss konnte sie abhalten. Die Nachbarn hörten das Gras wachsen, aber die Einbrecher hörten sie nicht. Kindergeschrei störte, Geige spielen sowieso, nur das Hundebellen gehörte zur Natur, die unbekämpft davon kam. Die Hunde bellten, aber nicht bei Einbrechern. Die Polizei rief regelmäßig an, bei Gericht bekam mein Vater das Radio zurück, alles übrige war sogar für die Eindringlinge uninteressant.

Es gab sonst nichts in unserem Holzhaus; ein altes Fahrrad stand neben dem Kinderspielzeug, und wenn das Kind ausbrechen durfte zum Fahrrad-Fahren, vom Haus in der Peter-Strasser-Gasse aus, fuhr es die Straßen entlang, angebellt, aber sonst unbeachtet, vorbei an den Transformatoren, und entdeckte die Namen von sozialistischen Revolutionären und jüdischen Dichtern. Es gab eine Heine-Straße, eine Engels-Straße, eine Marx-Straße. Der sozialistische Ort gedachte seiner Tradition. Es gab eine Flugfeld-Straße, die an das Flugfeld des Ersten Weltkrieges erinnerte; den danach in der Nähe errichteten Flugplatz der Nazis nützte die Rote Armee bis 1955.

Die Website des Ortes weist auf die Eisenbahner-Tradition hin, der Ort feiert heuer, im Jahr des Vierfach-Mordes, kurz nach der überstandenen Priklopil-Katastrophe, ein Jubiläum. 1908 nämlich begann mit dem Bau des Verschiebeshofes und mit der Gründung eines Gasthauses der Wirtin Rosalie Bartosch die rege Besiedlung. Strasshof entstand damals an der Nordbahn, die schon 1838 dahin verlängert wurde. Im Wappen des Ortes steht die Eisenbahn und die „Stolze Föhre“, die an die Bepflanzung des trockenen Marchfelds mit Föhren durch Maria Theresia erinnerte.

Ich hörte von all dem als Kind, mehr von Maria Theresia, weniger von den sozialistischen Revolutionären, viel von den Russen – als Kind dachte ich immer, „wir“ hätten einen Krieg gegen die Russen geführt. Aber ich hörte nichts vom KZ, in dem 21.000 ungarische Juden und Jüdinnen auf den Tod warteten. Dass der Verschiebeshof „im Zweiten Weltkrieg“ zerstört wurde, hörte ich beklagend. Dass es Menschenkolonnen aus anderen Arbeitslagern und KZs waren, die hier verschoben wurden, hörte ich nicht.

Es muss etwas geben in Strasshof, sagte meine Freundin Elisabeth, eine Katastrophe. Es gibt sie, und mein Schmerz gilt allen Opfern von Strasshof. ■